VULGATA IN DIALOGUE • 10 (2026) 199–213

Schriftstellen und Schriftstellerei als passionierte Profession

Eine kleine kulturwissenschaftlich-theologische Reflexion über das Lesen

Benedikt J. Collinet

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Exegese und Biblische Theologie der Universität Passau.

Benedikt.Collinet@uni-passau.de GND 1179207475 https://orcid.org/0000-0002-7581-8283

ZUSAMMENFASSUNG • Ausgehend von Bernhard Langs Bestimmung der Theologie als einer Wissenschaft, die sich regelmäßig in Büchern niederschlägt, reflektiert der essayistische Beitrag das Lesen als kulturelle, intellektuelle und theologische Praxis. Etymologische Beobachtungen erschließen Lesen als Sammeln, Auswählen, Wiedererkennen, Rezitieren, Zählen und Ratsuche. Ein historischer Überblick verfolgt das Verhältnis von mündlicher Darbietung, Mnemotechnik, öffentlichem Vorlesen, stiller Lektüre und gegenwärtigen audiovisuellen Medien. Anschließend werden leserorientierte Modelle bei Wolfgang Iser, Gérard Genette, Umberto Eco, Stanley Fish und Marcus Willand diskutiert. Sinn entsteht demnach weder allein aus der Autorintention noch ausschließlich im Text, sondern im Zusammenspiel von Texten, Lesenden, kulturellen Wissensbeständen und Auslegungsgemeinschaften. Lesen und Schreiben greifen deshalb ineinander; Autorschaft wird selbst zu einer Form produktiver Rezeption. Der letzte Teil bezieht diese Überlegungen auf die Bibelauslegung und auf Langs Arbeiten zur Vulgata, zur Übersetzung, zu Weisheitstraditionen und zum jüdisch-christlichen Dialog. Übersetzung, Kanonbildung und exegetische Methode rahmen jede Lektüre, eröffnen aber zugleich neue Sinnmöglichkeiten. Für Theologinnen und Theologen können Lesen und Schreiben daher als Glaubensvollzüge verstanden werden, die ihre geschichtlichen Grenzen anerkennen und unter eschatologischem Vorbehalt stehen.

SCHLAGWORTE • Lesen – Schriftstellerei – Autorschaft – leserorientierte Literaturtheorie – Rezeptionsästhetik – Auslegungsgemeinschaften – biblische Hermeneutik – Übersetzung – Kanon – Bernhard Lang

ABSTRACT • Taking Bernhard Lang's description of theology as a scholarly pursuit that regularly takes shape in books as its point of departure, this essay reflects on reading as a cultural, intellectual, and theological practice. Etymological observations present reading as gathering, selecting, recognizing, reciting, counting, and seeking counsel. A historical overview traces the relationship between oral performance, mnemonic techniques, public reading, silent reading, and present-day audiovisual media. The essay then discusses reader-oriented models associated with Wolfgang Iser, Gérard Genette, Umberto Eco, Stanley Fish, and Marcus Willand. Meaning is shown to arise neither from authorial intention nor from the text alone, but through the interaction of texts, readers, cultural knowledge, and interpretive communities. Reading and writing thus converge; authorship itself becomes a form of productive reception. The final section relates these considerations to biblical interpretation and to Lang's work on the Vulgate, translation, wisdom traditions, and Jewish-Christian dialogue. Translation, canon formation, and exegetical method inevitably frame every act of reading, yet also enable new meanings to emerge. For theologians, reading and writing can therefore be understood as practices of faith, undertaken with an awareness of their historical limitations and under an eschatological reserve.

KEYWORDS • reading – writing – authorship – reader-response criticism – reception theory – interpretive communities – biblical hermeneutics – translation – canon – Bernhard Lang

© 2026 The Author(s)
This article is licensed under CC BY 4. 0

https://doi. org/10. 25788/vidbor. v10i1. 1635

„Dem Theologen geht es nicht um Herrschaft,
sondern um Wissen und Wissenschaft.
Diese schlägt sich regelmäßig in Büchern nieder.
Theologen sind Schriftsteller. “

(Bernhard Lang, *Mensch*, 81)

Wer den Jubilar Bernhard Lang oder auch nur seine umfangreiche Bibliographie sieht, weiß, hier ist ein bibliophiler, intellektueller und vielbelesener Mensch am Werk, ein Freund des geschriebenen Wortes und seiner Urheber:innen.[1] Wer einmal mit ihm gesprochen hat, hört nicht den Ton eines erfahrenen Predigers oder Professors, der er auch ist, sondern die Melodie eines Denkers, der Hörbücher wie Vortragsäle füllen kann und dabei jedes Wort für die Ohren seiner Gegenüber degustiert. In seinen Übersetzungen ist er nicht eitel, sondern verleiht jedem Wort in seinem Kontext und seiner Ausgangs- und Zielsprache eine gut abgewogene Bedeutung … Und zugleich wird er abwinken ob solcher Worte, und deshalb will ich es mit diesen wenigen, und meinem Dank für inspirierende Begegnungen in persona und literatura bewenden lassen. Dieser essayistische Beitrag soll unsere gemeinsame Freude am (Bibel-) Lesen zum Inhalt haben.

Prolegomena

Du sendest sie als Boten aus:
dein Wort geht in die Welt hinaus.
Groß ist in ihnen deine Kraft;
dein Arm sind sie, der Wunder schafft.

Diese Worte über Engel bilden die 5. Strophe des Lobliedes „Gott aller Schöpfung heil'ger Herr“ (Gotteslob 2013, Nr. 539). Komponiert wurden sie einst vom Stuttgarter Stadtpfarrer Ernst Hofmann, der, wie auch Karl Rahner und Romano Guardini vormals, Mitglied der Jugendbewegung Quickborn war. Engels-Boten sind es, die das Wort Gottes in die Welt tragen, wenn es sich nicht – im Logos Christus – selbst dorthin bewegt. Die Worte Gottes in die Welt zu bringen ist also Aufgabe der Engel, doch nicht, sie zu verwirklichen. Verkündigung in Worten und Leben ist die Aufgabe der Menschen. Dazu aber brauchen wir menschliche Worte, die uns helfen, unsere Gotteserfahrungen zu umschreiben. Die katholische Offenbarungskonstitution *Dei Verbum* spricht hierbei vom Gotteswort in den Worten der Menschen (DV 11f.), die Islamische Theologie vom Arabischen als Sprache der direkt aus dem Himmel abgemalten Offenbarung, weitere Religionen praktizieren andere, teils praxisorientiertere Wege.

[1] Man vergleiche neben der Bibliographie nur seine verdienstvollen und grundlegenden Arbeiten für die *International Review of Biblical Studies* (ab 1981), das *Bibel-Lexikon* oder das *Neue Handbuch theologischer Grundbegriffe* (2005), auf die Marie-Theres Wacke in ihrer Laudatio zu Bernhard Langs 65. Geburtstag bereits ausführlich hinwies (vgl. Marie-Theres Wacker, *Essen vom Baum der Erkenntnis. Eine Laudatio für Bernhard Lang zum 65. Geburtstag* [Zweitpublikation via www. ixtheo. de]).

Kulturtheoretisch wissen wir, dass zu einer als zeitlos deklarierten Botschaft ein Weg der Überlieferung und Tradition notwendig ist. Die Botschaften müssen also weitererzählt werden, sei es mündlich, sei es schriftlich. Sie sind stets zu bewahren und zugleich neu zu übersetzen, sei es im Text selbst oder im Kommentar, damit sie noch erschlossen werden können. Um die Botschaften im Kopf zu behalten, haben sich in der Antike neben Bildern zwei bevorzugte Modelle der Überlieferung entwickelt: die Lyrik und die Prosa (mit der Epik als hybrider Sonderform). Erstere ist stärker formal gebunden und ermöglicht so, auf engstem Raum die Worte so zu ver-dichten, dass jedes schwer wiegt und keines vergessen oder an anderer Stelle untergebracht werden sollte. Die Lyrik lässt sich in Reime und Metrik binden, in Melodien vertonen und strebt in exakter Rezitation zurück in die Mündlichkeit: Form und Inhalt in perfekter Symbiose, die entdeckt werden will.

Die Prosa nimmt Raum ein und ist damit zugleich ressourcenintensiver. Ihre Dynamik ist das Erzählen einer gut durchdachten Geschichte, ohne logische Brüche und mit dem Ziel, durch das Lesen zum Verstehen zu kommen. Ihr Prozess ist nicht allein auf wissenschaftlich möglichst präzise Sätze ausgelegt, sondern auf den Prozess des Verstehens. Es entsteht ein narratives Verstehen, das im Zusammenhang mit der Erzählzeit steht, also jener Spanne, die es braucht, um die ganze Geschichte einmal zu hören/lesen – vielleicht sogar der mehrfachen Relecture.

Ob Lyrik oder Prosa, beide verlangen von Menschen zuzuhören, das Gehörte bzw. Gelesene zu verarbeiten und fordern uns dazu heraus, uns in ein Verhältnis zu ihnen zu setzen. Dies kann affektiv sein, intuitiv oder analytisch, doch völlige Teilnahmslosigkeit ist nicht möglich. Deshalb wird jedes Gelesene und Gehörte irgendwie auch Teil von uns, oder in Abwandlung eines Zitats von Ludwig Feuerbach: Du bist (auch), was du liest.

Lesen verändert die Weltwahrnehmung und wird daher durch alle Zeiten als Kunst, als intellektuelle Freude, aber auch als anstößig oder bedrohlich empfunden.

Auf den nächsten Seiten lade ich zu einem narrativen Streifzug durch die Welt des Lesens aus Sicht eines europäischen Theologen ein, der dabei auch sein Gespräch mit dem Werk Bernhard Langs fortsetzt.

1 Etymologische Beobachtungen zum Wortfeld „Lesen“

Das Sanskritwort paṭhana hat einen starken Bezug zur Performativität der Sprache und verbindet das Lesen mit Rezitation und Wiederholung, gleiches gilt für die Wortzwurzel *qara'* in vielen semitischen Sprachen. Im Altgriechischen ist mit ἀναγιγνώσκειν wörtlich das „Wiederekennen“ der Buchstaben und Worte im Prozess der Textbetrachtung gemeint, passend zur Praxis der Rezitation im Theater und den sprachphilosophischen Erwägungen des Aristoteles.

Das deutsche (ebenso skandinavische) Wortfeld „lesen“ bedeutete im Germanischen zunächst einmal das Aufsammeln von etwas, besonders von Feldfrüchten wie Wein-

trauben oder Kornähren. Bei der Feldlese wird jedoch nicht alles mitgenommen, sondern nur die Früchte, die weiterverarbeitet werden können. Zur Qualitätssteigerung sind dann weitere Schritte der Selektion vorzunehmen, etwa die Trennung von Spreu und Weizen. Lesen ist dann ein Akt der unterscheidenden Sammlung, einer Suche nach dem, was Frucht bringen und nähren kann. Ähnlich steht es mit den romanischen Sprachen, die sich auf das Lateinische *legere* mit gleicher Wortbedeutung beziehen und die deutsche Sprachentwicklung beeinflussten.

Das englische „read" bezieht sich auf eine proto-germanische Wurzel, die das Wortfeld „nach Rat suchen, rätseln, beraten" beinhaltet und damit das Gespräch und die Suche nach Antworten hervorhebt. Sowohl in den meisten slawischen Sprachen, die sich auf die germanische Wurzel *čisti* beziehen als auch in den indigenen Kulturen, die seit der Frühen Neuzeit durch Europa kolonialisiert wurden und die vorher eine starke orale Überlieferungskultur hatten, sind eher technische Begriffe wie „zählen, zusammenzählen, erzählen" Wurzeln des Lesens.

Dieser kurze Ausflug in die Sprachen der Welt zeigt, dass Lesen je nach Epoche und Kulturraum auf unterschiedliche Bedürfnisse reagierte. Lesen ermöglicht dabei den wiederholten Zugriff auf einen Text, seine gleichlautende Weitergabe, die Möglichkeit, im Text nach Rat zu suchen und schließlich ihn zu durchdenken, zu beurteilen und eine Auswahl zu treffen. Lesen ist eine Fähigkeit, die kultiviert werden kann und sie bringt „die Lesenden" ebenso hervor, wie die Schreibenden, die auf Gelesenes reagieren und neue Lesestücke produzieren. Lesen ist aber auch eine Art der Performanz, wenn vorgelesen oder vorgetragen wird: es kann Darstellende Kunst sein, rhetorische Übung oder auch die akademische Vorlesung. Lesen drückt damit eine Beziehung zwischen Lesenden und Texten aus, aber auch zwischen Menschen, seien es die Urheber:innen des Textes oder die Hörenden, mit denen die (vor-) lesende Person in Beziehung tritt.

2 Die Kunst des Vorlesens

Über die längste Zeit der menschlichen Geschichte war Lesen ein Elitenphänomen. Lesen zu lernen erforderte Zeit. Zugang zu Literatur und Schrift war ebenso notwendig, wie Bibliotheken, Theater oder andere öffentliche Orte, an denen Gelesenes visuell oder auditiv zugänglich war. Die wohl berühmteste Passage in der christlichen Spätantike findet sich in den Confessiones des Augustinus. Nachdem er beobachtet hatte, wie sein Lehrer Ambrosius im Stillen liest, begegnet ihm kurz darauf der Heilige Geist in der Stimme eines Kindes, das ruft „tolle et lege" (Nimm und lies!), der Beginn seiner zweiten biblischen Lektüre.[2]

Während wir heute eine bürgerliche Form des in Schulen erlernten leisen Lesens favorisieren – wobei sich über Social Media Ablösungserscheinungen zeigen – ist das laute

[2] Augustinus, *Conf*. VI,3 und VIII,12.

Vortragen und Rezitieren heiliger Texte seit Jahrtausenden eine (wenn auch häufig gelenkte) Demokratisierung des Zugangs zum geschriebenen Wort und damit bspw. im Christentum ebenso wie etwa die Kirchenbilder Teil der *biblia pauperum*. Der Zugriff auf Werke war dennoch, etwa die Bibel für Katholik:innen durch Tabuisierung, Zensur oder begrenzte Auflagen nur Wenigen möglich und wurde damit zum Machtfaktor. Diese Macht sollte nicht unbedingt Pfründe sichern, sondern es gab auch bevormundende Sorge um das Seelenheil der eigenen Religionsangehörigen, wenn etwa in manchen jüdisch-mystischen Traditionen Texte, deren Gottesbild zu explizit wurde (Gen 1–3; Ez 1–3 u. a.) nur erfahrenen Auslegern vorbehalten bleiben sollten, um sich nicht versehentlich ein Bild von Gott zu machen (Verstoß gegen den Dekalog).

Vor Aufkommen des Buchdrucks bildeten orale Traditionen in globaler Perspektive den Standardfall, sei es bei naturnahen Völkern, den sogenannten Hochkulturen der Levante, im Europa des Hochmittelaltes oder im gebetsmühlenartigen Mantralernen des diamantenen Fahrzeugs (tibetischer Buddhismus). Mnemotechniken wurden perfektioniert, z. B. über Bodyfeedback in tänzelnden oder schwingenden Bewegungen, Ortswechsel oder Gedankenpaläste. Ein Meisterwerk dieser Kunst beschreibt Ivan Illich im „Weinberg des Textes“[3]. Die im 11. Jahrhundert in einem Pariser Vorort gelegene Schule von St. Victor war eine wichtige theologische Ausbildungsstätte vor der Gründung der Universitäten. Einer ihrer Meister war Hugo von St. Victor, der sich auf Gedächtnispläne der Bibel spezialisiert hat. In *De circumstantiis* entwickelt er eine Art zweidimensionale Zahlenstrahligkeit, die helfen soll, sich bestimmte Ereignisse und Linien zu merken. Diese wird erweitert durch *De arca Noe morali* und *De arca mystica*, welche anhand eines imaginierten Bauplans der Arche Noah (Gen 6–9) helfen sollen, sich ganze Passagen der Bibel zu merken, indem man durch ein dreidimensionales Gedankenmodell des Schiffs wandert.

Das *lyrische Vorlesen* bzw. die gebundene Form des Sprechens diente ebenfalls dem Memorieren. Während in moderner und vor allem postmoderner Varianz die bestehenden Formenlehren gebrochen werden, Metrik sich aus den gewohnten Bahnen bewegen soll oder Sprache wie im Dadaismus die Priorität der Form vor dem Inhalt erprobt, sollten kurze sentenzartige Ansätze helfen, die elementaren Wahrheiten oder Informationen darzustellen. Dabei können durch Intonation auch affektive Informationen mitgegeben werden, durch das Metrum die Bedeutung eines Charakters für ein Stück (wie der „Heldentenor“ in der späteren opera buffa und der Koloratursopran, der in leicht, lyrisch oder dramatisch unterschieden werden kann), sodass die Dichtung im durch die Lyra begleiteten Gesang sogar namensgebend war. Biblisch ist dieses Phänomen in den Psalmen besonders präsent und in deren Stilmitteln des Akrostichon (Ps 112, 119 u. ö.) und des *Parallelismus membrorum*, der unterstützt, Verse durch synthetische, antithetische oder klimaktische Führung zu memorieren.

---

[3] Ivan Illich, *Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand*, München 2014, 33–66.

Auch die Gattung des öffentlichen Briefes, der über Seneca und Paulus im humanistischen Bildungskanon Eingang gefunden hat, war zum lauten Verlesen und ethischen Bedenken gedacht und keine erotisierte Privatkorrespondenz, wie etwa die Schlüssellochkorrespondenzen der Briefromane des 18. Jahrhunderts von Richardson, Goethe, LaRoche oder de Laclos. Heute wechselt dieses adressierte Medium mehr und mehr zurück in die Oralität der audiovisuell übertragenen Rede, dem Video oder Film oder auch den Kurzschnitten auf Social-Media-Kanälen, da so eine asynchrone Synchronität erreicht werden kann. Auch Autor:innenlesungen, Hörbücher und liturgisches oder ritualisiertes Vorlesen ist nach wie vor präsent in unserer Gesellschaft, hat aber weniger mit Aliteratlität zu tun als mit Funktionalität (Hörbuch beim Autofahren, Joggen, Einschlafbegleitung) oder bewusstem Zeitnehmen (rituell gebunden).

In Zeiten eines zunehmenden politischen Populismus gepaart mit globaler Gleichzeitigkeit von Live-Übertragungen und der Kurzlebigkeit von Einflüssen (*influencing*) kann das laute Vorlesen auch ein Medium der Entschleunigung und Entspannung, des vergrößerten Wortschatzes und der bewussten Wendung gegen rein rhetorische Kniffe eines modernen Sophismus sein, der schnelle Wahrheiten und unterkomplexe Modelle verkaufen will. Die Erzählzeit wird damit wieder wichtiger: Wie lange brauche ich, um eine Geschichte zu durchdringen? Während das aus der Werbepsychologie stammende Modell des *storytelling* mittlerweile auch für Vorträge, Bewerbungsgespräche und jegliche Form von Selbstvermarktung gilt, ist es nach wie vor auch jenes Modell, über das Menschen Gemeinschaft und Identität stiften. Dabei gibt es eine Art *fast food* einer auf Pathos angelegten Variante des storytelling ebenso wie das pädagogische Mittel, Menschen durch Geschichten auf Bildungswege einzuladen und ihnen zunächst über kurze Aufmerksamkeitsspannen Zugänge zu ermöglichen.

Religionen sprechen hierbei von einem Auftrag (*missio*), die Menschen für den Glauben zu gewinnen. So wendet Paulus die Methode der leichten Mahlzeit bei den Korinthern an, wenn er schreibt „Vor euch, Brüder und Schwestern, konnte ich aber (noch) nicht wie vor Geisterfüllten reden […] Milch gab ich euch zu trinken, statt fester Speise; denn diese konntet ihr noch nicht vertragen. “ (1 Kor 3,1f.) und die Selbstvorstellung Gottes an Mose knüpft an bekannten Geschichten und Personen an: „Ich bin der Gott deines Vaters, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs“ (Ex 3,6). Jesus selbst liest in der Synagoge vor (Lk 4,16), zitiert vom Kreuz herab (Mk 15,34) und schreibt nur in Sand (Joh 8,8); er ist das Wort, das gehört und gelebt werden soll, lesen und studieren ist demgegenüber sekundär oder mit den Worten von Frère Roger Schutz: Lebe, was du vom Evangelium begriffen hast, und sei es noch so wenig. Aber lebe es!“[4] Lesen als lautes Lesen ist also kein Selbstzweck, sondern eine Einladung zum Zuhören an die Mitmenschen und eine Einladung Gottes zum guten Leben. Dieses Hören ist so wichtig, dass es im Judentum gar Bekenntnischarakter bekommen hat „Höre Israel“ (Dtn 6,4).

[4] Frère Roger, *Die Grundlagen der Communauté von Taizé* (Gesammelte Schriften von Frère Roger 1), Freiburg i. Br. 2016, 33.

3 Wissenschaftliche Konzepte von Lesenden als fortgesetzte Sinnstiftung

Historische Ansätze in der Literaturwissenschaft versuchten lange Zeit, Autor:innen oder ihre ureigene Textabsicht zu rekonstruieren. Als dies scheiterte, wurden die Erstadressat:innen des Textes angesteuert und diese schließlich aus einer kulturellen Matrix heraus erschlossen. Die Lesenden sind dabei Objekte des Autors und brauchen daher eine subjektorientierte Deutung. Damit kommt es zum Konzept der Lesenden und ihrer Reaktionen auf den Text (engl. *Reader-Response Criticism*). Die Rezeption teilt sich nun auf unter die Erstadressat:innen der Texte, die viel Lebenswelt mit dem Urheber des Texts teilen und weiteren Lesenden. Jene, deren Reaktion über Zeitungsartikel, Leserbriefe, Tagebuchnotizen oder Befragungen, überliefert sind, erlauben einen historischen Zugang zur Rezeption. Doch letztlich ist auch ein Großteil der Lesenden ein angenommenes Modell. Denn Texte können mehrfach gelesen werden, sie können übersetzt, kommentiert und wiedergelesen werden und auch all das ist Teil des Leseprozesses. Was also sind „Lesende", wenn wir uns wissenschaftlich mit ihnen befassen wollen?

In meiner Habilitation habe ich Theorien analysiert, auf die das hier vorgelegte Konzept von Lesenden als Interpretierenden aufbaut.[5] Die anhaltenden literaturwissenschaftlichen Diskussionen um den Autorbegriff oder die Frage, was genau eigentlich Literatur ist, zeigen, wie schwierig es ist, klare Definitionen zu finden. So gibt es einige aktuelle Modelle rund ums Lesen, von denen die bekanntesten im Folgenden skizziert werden. Implizite und reale Leser:innen, Erstadressat:innen und andere rekonstruierte Lesendenmodelle wurden beispielsweise in G. Genettes Ansatz zur Literatur[6] beschrieben.

Wolfgang Iser hat mit seinem *Akt des Lesens*[7] bereits die Grundlagen des heutigen akademischen Leserkonzepts gelegt, auf dem Konzepte wie die empirische Leserforschung oder auch bestimmte Rezeptionstheorien aufbauen. *Gérard Genette* spricht davon, dass Leser sich reduzieren lassen auf Adressaten (virtuelle Leser) der Texte und auf tatsächliche Leser (reale Leser:innen).[8] Für wen war der Text gedacht und wer las ihn tatsächlich. Offen bleibt dabei, wer den Textsinn dechiffrieren kann und ob es dann so etwas wie qualitativ „bessere" Lesende in Bezug auf Texte gibt. Lesermodelle werden gebraucht, um Deutungen von Texten plausibel machen zu können.

---

[5] Benedikt J. Collinet, *Durch das Meer. Ein Neuentwurf kontextueller Exegese am Beispiel der Exodusrezeption in den Deuterokanonika* (DCLS 55), Berlin 2024, 31–66.

[6] Gérard Genette, *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*, Frankfurt/M. 1993.

[7] Wolfgang Iser, *Der Akt des Lesens*. *Theorie ästhetischer Wirkung,* München [4]1994*;* Einige grundlegende Ideen dazu hatte er bereits von seinem eigenem Lehrer Hans Robert Jauß, der wiederum von Hans-Georg Gadamer herkam.

[8] Eine spezialisierte Einleitung in das Thema bietet Marcus Willand, *Lesermodelle und Lesertheorien. (Narratologia 41)*, Berlin 2014, 16–56.

Umberto Eco unterscheidet das Gleiche mit etwas anderer Terminologie und Gewichtung. Er versteht unter Lesenden eine Sichtweise auf den Text, die aus dem Akt des Lesens erwächst und hauptsächlich psychisch-affektiver Natur ist (*intentio lectoris*). Wichtiger ist ihm jedoch der *exemplarische Leser*, d. h. die Adressat:innengruppe, welche die *intentio auctoris* erfassen soll.[9] Diese entspricht in etwa dem virtuellen Leser. Im Sinne der Semiotik könnte man bei Eco weniger von einem Leserkonzept als von einem semiotischen Zeichen sprechen. „Der Leser" ist ein *Vor-Zeichen* für den Autor, da die Wahl der Adressat:innen zugleich den Stil beeinflusst, die Verwendung von Terminologien und Stilmitteln, die Wahl der Metaphern etc. Die Adressat:innen sind für Eco wichtig, weil sie Teil der Codierung sind, die Autor:innen bei der Textproduktion vornehmen; die realen Leser dechiffrieren allerdings mit ihren eigenen Codes und erzeugen so immer neue Leseweisen des sogenannten *offenen Kunstwerks*.[10] Die Deutungshoheit verbleibt letztlich für Eco beim Autor, sein Konzept von Lesen ist also funktional und aus der Perspektive der Urheber:innen des Textes und nicht der Textdeutungen (Rezeption) gedacht. Dennoch akzeptiert er, dass nicht das vom Autor während der Produktion gedachte (*intentio auctoris*) oder schließlich niedergeschriebene (*intentio operis*) den Textsinn allein bestimmt, sondern die Kontexte der Lesenden ebenfalls Textsinne produzieren. Es findet eine vorsichtige Öffnung hin zu den Konsequenzen der Polysemie statt. Was mit dem Text beabsichtigt war, ist nun ein (fast) gleichwertiger Singular im Plural seiner Rezeptionen.

Stanley Fish[11] setzt beim intersubjektiven Moment der Leserschaft an. Durch die gerade beschriebene, potentiell unendliche Sinnoffenheit der Texte braucht es eine Einschränkung. Diese könne oder werde in der Regel nicht vom Autor vorgenommen, sodass jemand anders die Sinneinschränkung vornehmen muss. Der Text selbst ist dazu nicht in der Lage, da er kein Subjekt ist. Es verbleibt also nur die *Gruppe der Lesenden*. Nicht die einzelne Person kann in sinnvoller Weise Sinnbegrenzung machen, Gruppen jedoch schon, und dies auf zweierlei Weise. Zunächst kann die Gruppe festlegen, welche Kontexte herangezogen werden dürfen, um den Text zu deuten, d. h. die Gruppe legt ihren *eigenen Kanon* fest. Zweitens begrenzt sie die Möglichkeit der Interpretationen allgemein und speziell. Solche Kriterien können sein, dass ein Text antidiskriminatorisch gelesen werden muss, dass er der eigenen Ideologie zu entsprechen hat, dass in der Deutung nur historische und biographische Elemente einer bestimmten Epoche verwendet werden dürfen, dass nur bestimmte Diskurse rezipiert werden usw. Die speziellen Deutungen umfassen dann, was ein Text genau besagt und gerade hier treten m. E.

---

[9] Vgl. Umberto Eco, *Zwischen Autor und Text. Interpretation und Überinterpretation*, München 1994, 247–274.

[10] Umberto Eco, *Das offene Kunstwerk*, Frankfurt/M. [2]1973.

[11] Vgl. Stanley Fish, *Is there a text in this class? The Authority of Interpretative Communities*, Cambridge, MA 1980; Ders. , "Literatur im Leser: Affektive Stilistik", in: Rainer Warning (Hg.), *Rezeptionsästhetik*, München [4]1994, 196–227.

häufig Fundamentalisierungen auf: der Text muss bedeuten, was ihm vor-geschrieben wird, seine Autorität wird benutzt und im gleichen Moment untergraben. Die Menschen, welche sich dem so entstehenden Regelkanon zuordnen, bilden eine *Interpretations- oder Auslegungsgemeinschaft*, alle Lesenden eines Textes konstituieren gemeinsam *Diskursräume* bzw. *-gemeinschaften*.

Marcus Willand startet eine Offensive gegen den „realen Leser" Genettes. Wenn, so seine These, der reale Autor letztlich ein unerreichbares Faktum ist (bezogen auf R. Barthes' These vom *mort de l'auteur*), zugleich aber der Aussage zugestimmt wird, dass die Grenzen zwischen Fakt und Fiktion in dem Moment erlöschen, wo es keinen Wahrheitsanspruch mehr gibt, dann seien auch die realen Leser am Ende nur mehr fiktiv und Rekonstruktionen.[12] Denkt man diesen Gedanken konsequent zu Ende, so kommt man bis in die anthropologische Krise des Subjekts bei Foucault. Wenn die eigene Identität letztlich ein Konstrukt unseres Selbstbildes kombiniert mit dem Außenbild ist, dann wäre es nach Willand korrekter vom „fiktionalen Leser" zu sprechen.[13]

Diese zutiefst subjektivistische Leseweise lasse sich auch auf die virtuellen Leser ausdehnen, allerdings nur im spätmodernen Roman, in welchem die Autor:innen mit diesem dekonstruktiven Element spielen.[14] Willand sucht für die poststrukturalistische Kontextanalyse nach einem gangbaren Lesermodell, welches zugleich postmodernen und geschichtswissenschaftlichen Ansprüchen der Literaturwissenschaft standhält. Durch Einführung des rekonstruierbaren fiktiven Lesenden ist es anschlussfähig an das Konzept eines „impliziten Autors" von Wolfgang Iser und Wayne Booth.[15] Er sieht aber auch die Schwäche des Systems, da es zwar in Detailfragen, nicht aber bei der Entwicklung globaler Theorien, helfen kann. Die Textenzyklopädie, d. h. die Einspielung der Informationen aus der kulturellen Matrix, die u. a. über die Geschichtswissenschaften gewonnen ist, kann nicht den gesamten Text ausdeuten, nur einige Lesehinweise geben.[16]

> Eine ernsthaft betriebene Texthistorisierung, die den Anspruch verfolgt, die faktisch einem Text zu einem bestimmten Zeitpunkt etwa dem Publikationszeitraum zugeschriebenen Bedeutungen zu rekonstruieren, darf sich daher auf theoretische Lesermodelle nicht verlassen. Sie muss vielmehr die überlieferten Rezeptionszeugnisse hinsichtlich dieser faktischen Zuschreibungen analysieren, was angenommene idealtypische Interpretationen oder idealtypische Instanzen (wie sie probabilistische Durchschnittslesermodelle darstellen) ebenfalls ausschließt.[17]

---

[12] Vgl. Willand, *Lesermodelle*, 69–73.

[13] Vgl. Willand, *Lesermodelle*,73. Allerdings traut sich Willand selbst nicht zu, diesen Schritt wirklich bis in die Gegenwart zu vollziehen. Die Rekonstruktion ist für ihn rein historisch bedingt, am empirischen Leser hält er unter dem Begriff „objektivistischer Leser" fest (vgl. ebd. 186–215). Dieser soll mithilfe von Tagebüchern, Leselisten und anderem Material die eigene Innenwelt zugänglich machen und so ermöglichen, seine Leseprozesse nachvollziehbar zu machen (vgl. ebd. 298–321).

[14] Vgl. Willand, *Lesermodelle*, 127-180.

[15] Vgl. Willand, *Lesermodelle*, 265.

[16] Vgl. Willand, *Lesermodelle*, 278.

[17] Willand, Lesermodell, 297.

Mit der Idee, doch noch den historischen Sinn von Texten mittels hypothetischer Leser aus der rekonstruierten Matrix zu erschaffen, bleibt er aber hinter seinem Konzept zurück. Produktion und Rezeption werden im Poststrukturalismus nicht strikt unterschieden, da jeder Rückschluss über die Produktion bereits Rezeption ist. Ob nun auf die Lesenden oder auf Urheberschaft geschlossen wird, beides bleibt letztlich unerreichbar. Das Kriterium der Falsifizierbarkeit (K. Popper), wie es für naturwissenschaftliche Gesetzmäßigkeiten angewendet wird, ist zur historischen Texterschließung zwar sinnvoll, erreicht aber maximal eine Abgrenzung *ex negativo* und noch keine positive Sinnaussage.

Willands praktische Umsetzung einer lesergestützten Kontexterschließung ist m. E. dennoch sinnanreichernd: Das Wissen einer bestimmten Lesergruppe soll analysiert und mit Hilfe von Sekundärliteratur, Tagebuchaufzeichnungen, Fotos, Lexika, Leselisten etc. rekonstruiert werden. Auf diese Weise kann das Wissen der Durchschnittsleserschaft einer Zeit bestimmt werden.[18] Für einleitungswissenschaftliche Fragen ist ein solch kulturwissenschaftliches Konzept ein guter Baustein, um etwa gedächtnistheoretische Ansätze verfolgen zu können.[19]

4 Leserschaft poststrukturalistisch weitergedacht

Vom gesprochenen Wort hin zur Verschriftlichung bedeutet längere Erreichbarkeit um den Preis der gleichzeitigen Begegnung. Der Anfang von Sprache und der Literaturproduktion ist, mit Julia Kristeva gesprochen, verloren und nur mehr im Echo der Echokammer hörbar. Mit der Hilfe von Intertextualität und Thematologie geht es letztlich um Themen und Stoffe, die seit dem „verlorenen Anfang“ da sind, ihre historische Reihung, also die Reihenfolge in der Echos von der Kammerwand abgeprallt sind, bis sie in den Ohren ankommen, ist nicht gänzlich rekonstruierbar. Es ist immer nur ein Zeitraum beobachtbar, in welchem wir Abhängigkeiten beobachten können, doch nie das ganze Bild.

Man nehme beispielsweise den Stoff des Ijobbuches über mehrere Centennien hinweg. Würde man eine Abhängigkeit des Ijobbuches von J. W. v. Goethes *Faust* oder Joseph Roths *Hiob* annehmen, weil ihre Werke vor der Einheitsübersetzung geschrieben wurden, dann wäre dies leicht widerlegbar und man käme darauf, das genaue Gegenteil liegt vor. Schwieriger wird es im Bibel-Babel Streit, bei dem alle Quelltexte weit zurückreichen, nur im Fragment und späteren Überlieferungen vorliegen. Es ist plausibel, dass es ältere Varianten des leidenden Gerechten in der Levante gab, weil entsprechende Textfunde darauf hinweisen. Doch wo kamen diese wiederum her? Wann beginnt die Überlieferung oder gar die Erzählung? Wann wurde das Thema entwickelt? In welcher

---

[18] Vgl. Willand, *Lesermodelle*, 302.

[19] Vgl. Sandra Huebenthal, *Gedächtnistheorie und Neues Testament. Eine methodisch-hermeneutische Einführung*, Tübingen 2022.

Sprache? Und schließlich: Wer erschuf die notwendigen Worte und Wortverständnisse? Spätestens hier wird die Echokammer zum unüberwindlichen Graben.[20]

Niemand erschafft also je einen völlig neuen Text, Urheber:in wie Rezipient:in kommentieren in Wirklichkeit nur Verdichtungen bereits bekannter Sprache und Themen und kombinieren sie in origineller Weise. Die Schriftstellerei baut nicht mehr auf dem romantischen Autorgenie auf, sondern auf der Fähigkeit, Schriftstellen neu zu kombinieren und so ein neues Echo hervorzubringen. Auch die Produktion wird letztlich zu Rezeption, Autorschaft zum Akt des schreibenden Lesens. So, wie für M. Heidegger[21] Schweigen erst durch Verdichtung zur Sprache führt, ist Lesen ein Akt des Hörens auf die Echokammer, der neuen Text (gedachten oder geschriebenen) hervorbringt. Michelangelo sprach davon, die Statue im Stein zu sehen, Instrumentenbauer sehen im Holz bereits die Geige oder Orgelpfeife und religiöse Menschen verstehen ihr Gebet als Antwort auf ein bereits Gehörtes. Allen gemeinsam ist in der europäischen Tradition die christliche Transformation der Musen in eine heilige Geistkraft, die In-spiration. Gilt sie nur für die Verfassenden oder ist auch das Lesen inspiriert und kreiert bzw. findet immer mehr Sinnpotenziale im Text durch (wiederholtes) Lesen?[22]

Will man nun wissenschaftlich mit Texten arbeiten, so bietet dieses poststrukturalistische Konzept mehr Fragen als Antworten. Es postuliert in hohem Maße subjektive Eindrücke und zugleich einen absoluten aber unerreichbaren Anfang. Rezeption ist letztlich der einzige Weg zur Textdeutung und er ist zugleich historisch unzuverlässig. Es lassen sich nur bestimmte Ausschnitte von Rezeptionsgeschichte rekonstruieren, die wiederum im engen Korsett eines bestimmten Kontextes eingeschnürt sind. Und am Ende ist man auf eine äußere Kraft angewiesen, will man dem subjektiven Lesen allgemeine Autorität verleihen.

Etwas leichter wird es, wenn man die normierende oder ideologisierende Art des Lesens akzeptiert. Dann kann man mit Stanley Fish Diskursgemeinschaften als Lesegemeinschaften begreifen, die ein Exoskelett für das Lesen bereitstellen und auf dieses abgestimmte Antworten produzieren. Im Falle jüdisch-christlicher biblischer Exegese nach westlichem Standard bedeutet dies: Der Willandsche fiktive „Durchschnittsleser“ kann im Falle der theologischen Exegese auch ein idealer/kompetenter Leser angenommen werden, d. h. jemand, der alle Details im biblischen Text sieht, alle Polysemien aufzeigt und für den Kontext der eigenen Auslegungsgemeinschaft Antworten findet. Die persönlich, biographisch geprägte Arbeit des Subjekts ist dabei gesondert zu berücksichtigen und bekanntzugeben. Dies funktioniert weniger über die Selbstreflexion durch Selbstobjektivierung als über die Einordnung in eine eigene Auslegungsgemeinschaft, deren kulturelle Matrix dann in zukünftiger Forschung geprüft werden kann. Die eigene

---

[20] Vgl. Collinet, *Meer*, 97f. (Grafiken).

[21] Martin Heidegger, *Beiträge zur Philosophie (Vom Ereignis; 1936–1938)* (GA 65), Frankfurt/M. [2]1994.

[22] Vgl. Lang, *Bibel*, 207f.

Interpretation mit diesen Angaben zu versehen, den eigenen Horizont (H. -G. Gadamer[23]) damit nicht nur abzustecken, sondern ihn gleichzeitig als Referenzrahmen für später zu setzen, ermöglicht Forschenden eine Einordnung in Diskurse unserer Zeit, die wir selbst noch führen und daher nicht durchschauen können.

Gleichzeitig ermöglicht es, nachvollziehbar zu erklären, welche Kriterien der Sinnbegrenzung existieren. Als Lesende werden wir damit letztlich selbst zu Gelesenen, als Schriftsteller:innen zu einer Schriftstelle und als Interpretierende zu einem eigenen Echo der Schrift, das einen bestimmten Sinn favorisiert überliefert (*traduttore*, *traditore*).

Bei einem Buch wie der Bibel sind dies dann über Jahrhunderte und den ganzen Erdball hinweg nahezu unbegrenzte Sinnmöglichkeiten. Mit der Auswertung der Rezeption lassen sich so Gemeinschaften, bestimmte Lesarten oder quasi universalisierte Aussagen ausfindig machen. Auf die Bibel bezogen entsprechen sie dann wohl immer noch nicht dem Umfang göttlicher Offenbarung, aber wir kommen ihr immerhin so nah, wie es mit rationalen wissenschaftlichen Instrumenten kombiniert mit Intention (emotional und *educated guess*) und unter dem eschatologischen Vorbehalt erhaltener Inspiration möglich ist. Offenbarung wird in diesem Modell zu einer lebendigen Form, der Text ist einerseits fixiert, andererseits im schriftlichen Kommentar dynamisch, sei es im publizierten Werk oder im Lebensbuch der Interpretierenden.

5 Gerahmtes Lesen: Selektion durch Übersetzung, Lektüre und Kanon

Um lesen zu können, muss man sich für Sprache und Umfang entscheiden, im Fall der Bibel etwa für einen bestimmten Bibelkanon und die Übersetzungsmöglichkeiten der entsprechenden Texte. Da man nie alleine liest, sind diese beiden Vorentscheidungen mit dem Eintritt in bestimmte Traditionsketten verbunden, die wiederum Ausschnitte aus Diskursgemeinschaften bilden.

Blickt man auf Bernhard Langs Werke, so ist ein reicher Fundus vorhanden. Er hat umfassende Studien zur Vulgata vorgelegt, die im *Handbook of the Vulgate Bible*[24] (2023) kulminieren. Damit tritt er in den viele Jahrhunderte dauernden Dialog des lateinischen Christentums ein. Dieser Dialog, der auch einmal ins alltagsmystische abtaucht, findet seine Fortsetzung in Thomas von Kempis *imitatio Christi* und in der kürzlich erschienenen Übersetzung mit Einleitung zu Bernanos *Tagebuch eines Landpfarrers* (2026)[25], aber auch in den Überlegungen zum Gottesdienst als Heiligem Spiel oder Überlegungen zu einer Spiritualität im 21. Jahrhundert. So zeigt Lang im Nachwort zum „Landpfarrer“ auf, wie die Ruhe des Pfarrers weniger asketisch als existenzialistisch wirkt und damit eine

[23] Hans-Georg Gadamer, „Wirkungsgeschichte und Applikation“, in: Rainer Warning (Hg.), *Rezeptionsästhetik*, München [4]1994, 113–125.

[24] Bernhard Lang, *Handbuch der Vulgata und ihrer Rezeption*, in: ViD 2 (2023).

Alltagsmystik französischen Vorbilds entwickelt.[26] Die Langeweile (*ennui*) ist dabei eine Form religiöser Gleichgültigkeit, die nicht nur der antiken *akedia* entspricht, sondern auch in Sartres Ekel (*nausea*) wiederkehrt. Sucht man diese Linie in der Bibel, so kehrt man zu den Weisheitslehren zurück und zwar zu Kohelet und seiner Suche nach dem Glück. Liest man dieses Buch nicht nur aus Sicht antiker philosophischer Traditionen wie Stoa, Skeptizismus und Hedonismus, sondern auch aus Sicht eines Existenzialismus gegenwärtiger Prägung, so mag vielleicht nicht Sartre, sehr wohl aber Camus' *l'homme revolté* ein Gesprächspartner sein. Camus spricht bereits im *Mythos des Sisyphos* über den Schauspieler als absurden Helden, der bereit sein muss, alles auf eine Karte zu setzen, die er für nichtig hält. Kohelet alias Ecclesiastes, für den alles *vanitas* ist, was nicht von Gott kommt, hat heutigen Lesenden Einiges anzubieten.

Als jüdischer Gesprächspartner ist für Lang das dialogisch-philosophische Werk Martin Bubers wichtig. Jenseits der Begegnung von *Ich und Du* ist auch Bubers Gottesbegegnung als dem absoluten Du wichtig. Konkret wird sie unter anderem in der Buber-Rosenzweig-Übersetzung, in der Gott sich vorstellt als „Ich werde dasein, als der ich dasein werde – So sollst du zu den Söhnen Jissraels sprechen: ICH BIN DA schickt mich zu euch" (Ex 3,14). Hier zeigt sich eine jüdische Form alltäglicher Mystik, die sich zugleich als komplex und entgegenkommend erweist. Für Mose begegnet das Du in der Präsenz des flüchtigen Augenblicks, doch Israel, das JHWH noch nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen hat, erhält zunächst einen leichteren Zugang zum Du in der Zusage: Ich bin da, hier und jetzt gegenwärtig und dir zugewandt.

Es zeigt sich: Übersetzungen der Bibel in alle Kontexte sind möglich und können dabei helfen, tiefer in das Wort Gottes einzutauchen, sei es zur persönlichen Erbauung oder um andere in die narrative Theologie des wandernden Gottesvolks mitzunehmen. Der Fährmann der Über-setzung zu sein ist dabei zugleich Privileg und Last.

Eine Last ist, auch für die Selektion und in Folge Kanonisierung des eigenen Lesens einzustehen. Wo stoppt man bei der Literaturrecherche (chronologisch, räumlich), weil eigene Grenzen oder auch Vorlieben keine weitere Lektüre mehr zulassen? Welches Wort Gottes wird mir offenbart, indem ich meinem Kanon folge?

Wenn man die biblischen Erzählungen im Kanon einer christlichen Literaturgeschichte bedenkt, dann bieten sie verschiedene Zugänge zum Verstehen der Heilsgeschichte, sie können als Anfänge, Initiationen fungieren oder auch als Bildungsromane.[27] Biblische Dialogpartner für Lang sind im Alten Testament in besonderer Weise die Propheten, wobei Ezechiel der meiste Raum zukommt. Die religionsgeschichtlichen Entwicklungen

---

[25] Georges Bernanos, *Tagebuch eines Landpfarrers. Aus dem Französischen von Bernhard Lang*, Berlin 2026.

[26] Lang, *Nachwort*, 435f.

[27] Vgl. Bernhard Lang, *Religion und Literatur in drei Jahrtausenden*, Leiden / Boston, 2019, das auf über 700 Seiten dieser Frage nachspürt.

zum Monotheismus und JHWH-Glauben, das Eintauchen in die Welt der jüdischen Weisheitslehrer, seien sie biblisch oder nachbiblisch wie Philo von Alexandrien, sind unhintergehbarer Teil des exegetischen Diskurses geworden.[28] In seiner kritischen Einführung (2. Aufl. 1994) wird klar, dass die historische Realität des Ursprungs beim Lesen nie vergessen werden darf. Es ist „ein Werk, das die Brücke schlägt von einer einfachen Bibellektüre zu einer historischen verantworteten und methodisch begründeten".[29] Doch zugleich kritisiert Lang, dass das Lesen manchmal fruchtlos bleiben muss, wenn die Lektüre verstellt wird durch „tiefgreifende Konsenslosigkeit"[30]. Dafür bietet sich dem Lesenden ein Ausweg, einerseits über die tiefenpsychologische Exegese oder die Rezeptionstheorien, andererseits in der Rolle des Essayisten und Mahners[31]:

> Der Essayist vereinfacht, der Historiker differenziert. Der Essayist wertet, der Historiker muss sich aller Wertung enthalten. Der Historiker hat es schwer; der Essayist bleibt heiter. Er darf der interpretierenden Phantasie den Vortritt lassen.[32]

Eschatologisch-Epilogisches

Ein Essay über Bernhard Langs Werk wäre nicht vollständig, überginge man sein religionsgeschichtliches Büchlein über den Jenseitsglauben.[33] Im Epilog findet sich eine gute Zusammenfassung dessen, was Bibellesen sein kann: Nicht das Fürwahrhalten von Glaubenssätzen, sondern das Einüben einer Glaubensweise.[34] Lesen ist ein Vollzug des Glaubens ebenso wie die eigene Schriftstellerei. Johannes XXIII. verordnete sich deshalb jeden Tag 10 Minuten einer guten Lektüre und über den eingangs genannten Ernst Hofmann schreibt Lang, er habe stets vor der Messe in der Kirche ein Buch gelesen.[35]

Lesen bedeutet für eine:n gläubige:n Bibelwissenschaftler:in immer auch, sich auf das Geheimnis des göttlichen Wortes als eines geschriebenen Wortes einzulassen. Es bedeutet, die Vorläufigkeit und Zeitgebundenheit des eigenen Denkens und Schriftstellens

---

[28] Vgl. dazu Wacker, *Essen*, 39; 46; 51.

[29] Bernhard Lang, *Die Bibel. Eine kritische Einführung*, Paderborn [2]1994, 9.

[30] Vgl. Lang, *Bibel*, 254; Alternative der Gottesbegegnung im Text auf S. 210.

[31] Bernhard Lang gehört zu den Unterzeichnern des „Memorandum 2011: ein notwendiger Aufbruch"; vgl. zur Arbeit über Weltliteratur Bernhard Lang / Anton Graber-Haider, *Was bleibt vom christlichen Glauben? Glaubenskulturen im 21. Jahrhundert*, Paderborn 2015, 107–240.

[32] Bernhard Lang, „Der religiöse Mensch. Kleine Weltgeschichte des homo religiosus in sechs kurzen Kapiteln. Mit Beispielen aus Bibel und Christentum", in: Jan Assmann / Harald Strohm (Hg.), *Homo Religiousus. Vielfalt und Geschichte des religiösen Menschen* (Lindauer Symposien für Religionsforschung 5), Paderborn 2014, 11–117, hier 11.

[33] Bernhard Lang, *Himmel, Hölle, Paradies. Jenseitswelten von der Antike bis heute*, München 2019 [Neubearbeitung zu *Himmel und Hölle*, München [2]2009].

[34] Vgl. Lang, *Himmel*, 188; 121.

[35] Vgl. Lang, *Mensch*, 12.

zu akzeptieren und sich mit Karl Rahner gesprochen dem Geheimnis Gottes und der eigenen Endlichkeit zu beugen. Doch die eschatologische Hoffnung ist, dass die Deutung der Schriftstellen nicht einfach aus der Zeit fällt, da Gottes Ewigkeit nicht dem modernen Fortschrittsdrang der kantschen Geschichtsphilosophie unterliegt, sondern eigenen Wegen. Mit dem eigenen Leben das Evangelium lebendig weiterzuschreiben – und dies auch noch beruflich tun zu dürfen, das ist das Privileg der Exegese.

Während Hamlet V,2 den Lesenden zuruft „Der Rest ist Schweigen“ und damit die heideggersche Verdichtung des Schweigens zur Sprache wieder zusammenfällt, bleibt dem Gläubigen das Hören auf Gott, sein Wort und den ewigen Lobpreis:

6) Lass deine Engel um uns sein;
durch sie geleite groß und klein,
bis wir mit ihnen dort im Licht
einst stehn vor deinem Angesicht.

(Text Ernst Hofmann)